



<https://bulletin.vals-asla.ch> · e-ISSN: 2813-7973 · p-ISSN: 1023-2044

Wyss, E. (2004). "What's in a name?" Zur soziokulturellen Bedeutung von Eigennamen. *Bulletin suisse de linguistique appliquée*, 80, 1-19. <https://doi.org/10.5169/seals-978466>

Dieser Artikel ist unter der *Creative Commons Attribution 4.0 International* Lizenz veröffentlicht (CC BY):
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>



© Eva Lia Wyss, 2004

«What's in a name?» Zur soziokulturellen Bedeutung von Eigennamen

Eva Lia WYSS

Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9, 8001 Zürich;
elwyss@ds.unizh.ch

*'Tis but thy name that is my enemy; (...)
What's in a name? that which we call a rose
By any other name would smell as sweet;
So Romeo would, were he not Romeo call'd,
Retain that dear perfection which he owes
Without that title. Romeo, doff thy name,
And for that name which is no part of thee
Take all myself¹.
(Shakespeare, Act 2, Scene 2: Capulet's orchard)*

Das alltägliche postkoloniale Namenmuseum

In aller Welt treffen Menschen mit den verschiedensten und fremdesten Namen aufeinander – fremde Namen aber migrieren mitunter auch ohne Menschen: denn man trägt in Zeiten der postkolonialen und globalisierten Life-Style-Weltgemeinschaft nicht nur *Issey Miyake*, sondern auch japanische Vornamen². In Diskussionsforen des Internets schwärmen Männer und Frauen von der Schönheit nordamerikanisch-indianischer, hawaiianischer, keltischer und orientalischer Namen. Man tauscht auf dem Namenmarkt des Global Village Namenslisten aus und wählt sich dann für den eigenen

-
- 1 Nicht du, bloß dein Name ist mein Feind; (...) Was ist ein Name; Das Ding das wir eine Rose nennen, würde unter jedem andern Namen eben so lieblich riechen. Eben so würde Romeo, wenn er schon nicht Romeo genannt würde, diese ganze reizende Vollkommenheit behalten, die ihm, unabhängig von diesem Namen, eigen ist - Romeo, gib deinen Namen weg, und für diesen Namen, der kein Theil von dir ist, nimm mein ganzes Ich. (In der Übersetzung von A. W. von Schlegel.)
 - 2 Allerdings gibt es, was die Freiheit der Namenskreationen anbelangt, erhebliche Unterschiede zwischen der europäischen Namensgesetzgebung und der beispielsweise u.s.-amerikanischen. In den Vereinigten Staaten, wie auch in einigen Ländern Südamerikas sind Produkte- und Phantasienamen – wie Armani, Abecè oder Estrada de Ferro (dt. Eisenbahnstrecke) als Vornamen zugelassen. Eine Praxis, die in der Schweiz oder in Deutschland von den zuständigen Behörden nicht akzeptiert wird. Vgl. unten, Soziokulturelle Bedeutung von Namen, S. 13.

Nachwuchs einen geeigneten aus. Das klingt dann in einem Thread³ aus *zappybaby.de*⁴ folgendermassen:

Lea (Jan 04, 2003 11:41): Ich suche namen mit schöne bedeutungen...wer hat welche?

Chia (Jan 05, 2003 11:25): Sag doch mal in welche Richtung die Bedeutung gehen soll z. B. mit Gott oder ohne Gott. Aus welcher Region die Namen kommen sollen. LG Chia

(nachdem Lea keine Präzisierung ihrer Formulierung "schöne bedeutung" nennen kann, beantwortet sie die Frage der Herkunft des Namens.)

Lea (Jan 05, 2003 11:19): Der Name sollte aus Asien oder Griechenland sein.... (...)

Es sieht aus, als ob im Westen ein Exotismus⁵ grassiere, indem man die exotischen Namen zu sich "ins Haus" holt, sie sich nicht nur materialiter – in der Graphie und Phonetik – einverleibt, sondern sie sich auch in ihrer Bedeutung aneignet: man verpasst den Exoten ein westliches Image, gibt

-
- 3 Unter einem Thread (engl. *thread* = Faden, Strang) versteht man im Usenet und in vergleichbaren Web-Foren eine Folge von Diskussionsbeiträgen, von denen jeder mit Ausnahme des ersten auf einen anderen Beitrag in irgendeiner Form Bezug nimmt. Ein Thread ist somit eine Reihe thematisch und zeitlich aufeinander folgenden Postings (E-Mail-Zuschriften), die durch ein gemeinsames *subject* (Thema) markiert oder in einem separaten Sub-Forum publiziert werden.
 - 4 Wie Susan Herring (1996, 5f.) bereits vor Jahren anführte, gibt es in der Methodik der Analyse sogenannter *Computer Mediated Communication* einige ethische Dilemmata. Insbesondere ist die Datenschutzsituation dieser teilweise privaten Daten nicht geklärt. Als Wissenschaftlerin hat man durch Diskussionsforen Zugriff zu dialogischen Daten aus öffentlich-privaten Unterhaltungen. So stellt sich die Frage, ob es opportun ist, als "lurker" (LeserIn ohne sich am Gespräch zu beteiligen) Daten zu sammeln, die man nicht in jedem Fall – wie es bei Gesprächsdaten üblich ist – autorisieren lässt oder – weil bereits archiviert – nicht mehr autorisiert werden können. Ebenso bleibt unklar, ob die Namen bzw. die Pseudonyme der BeiträgerInnen anonymisiert werden sollen. Es stellt sich die Frage des Schutzes der Internet-Pseudonymität, da die Menschen teilweise über Jahre mit denselben Namen im Web präsent sind.
 - 5 Dieser in Analogie zum Ausdruck des Orientalismus (Said 1978) gebildete Ausdruck fokussiert insbesondere die Instrumentalisierung des Exotischen, die hier nicht in derselben Masse eine Abwertung der Kultur und eine tatsächliche Annexion der Länder mit sich gebracht hat, wie es Said für den Orient nachweist.

ihnen im westeuropäischen Kontext eine West-Bedeutung.⁶ Dies sind also die neuen westlichen Visionen.

Die Praktiken des Umgangs mit fremder Kultur (Clifford 1988, 9) werden in diesem Kontext nicht länger mit einem einheitlichen, homogenen, konsistenten Alter Ego konfrontiert. Denn, erstens wurde das Fremde, wenn es nicht längst schon "integriert" war, in die eigene, hybride kulturelle Zone geholt, zweitens ist auch nicht mehr länger von nur einem einzigen Alter Ego auszugehen, denn für ein fragmentiertes postmodernes Subjekt müssen auch mehrere Alter Egos vorgestellt werden.

Gleichzeitig ist in der multikulturellen Welt ja alles schon da, bereits bekannt, und somit sollten solche Kulturimporte nicht mehr länger als wirklich fremd erscheinen. Es wird also möglich, dass – wohl vornehmlich – die modernen, urbanen Identitäten dieses Fremde, das Andere, eher als Imagefaktor einsetzen und es auf diese Weise homogenisieren.⁷

Dabei ist nicht mehr länger klar, ob wir es, wie der Ethnologe Clifford (1988, 145) die Situation darstellt, mit hybriden surrealistischen "Kulturen/Collagen" zu tun haben, in welchen verschiedenste kulturelle Diskurse möglich sind oder aufeinander prallen oder ob wir die kritische Haltung eines Said (1978) einnehmen, mit welcher wir diese westeuropäischen Aneignungen als postkoloniale Arroganz ansehen sollten. Plausibel ist Clifford (1988), da es

6 Diese Aneignung des Fremden (sowie die Anpassung der Fremden) bezieht sich nicht nur auf Namen, sondern zeigt sich in den Essensgewohnheiten (Thai-Küche), in architektonische Moden (Feng Shui, Japanische Gärten), in der Kleidung oder auch in der Filmkultur (Bollywood), im Gesundheitswesen (Akupunktur, chinesische Massagen) oder im Wellness-Bereich (indische Massagen).

7 Mit Hall (1992) kann man sagen, dass es "verlockend sein (mag,) zu glauben, die Identität könnte im Zeitalter der Globalisierung nur entweder zu ihren "Wurzeln" zurückkehren oder in der Assimilation oder Homogenisierung verschwinden. Dies könnte aber auch eine falsche Gegenüberstellung sein. Denn es gibt die weitere Möglichkeit der "Übersetzung". Sie beschreibt die Identitätsbildungen, die natürliche Grenzen durchschneiden und durchdringen und die von Menschen entwickelt wurden, die für immer aus ihren Heimatländern zerstreut wurden. Solche Menschen erhalten starke Bindungen zu den Orten ihrer Herkunft und zu ihren Traditionen, jedoch ohne die Illusion, zur Vergangenheit zurückkehren zu können. Sie sind gezwungen, mit den Kulturen, in denen sie leben, zurechtzukommen, ohne sich einfach zu assimilieren und ihre eigene Identität vollständig zu verlieren. Sie tragen die Spuren besonderer Kulturen, Traditionen, Sprachen und Geschichten, durch die sie geprägt wurden, mit sich. Der Unterschied ist, daß sie nicht einheitlich sind und sich auch nie im alten Sinne vereinheitlichen lassen wollen, weil sie unwiderruflich das Produkt mehrerer ineinandergreifender Geschichten und Kulturen sind und zu ein und derselben Zeit mehreren "Heimaten" und nicht nur einer besonderen Heimat angehören. Menschen, die zu solchen Kulturen der Hybridität gehören, mußten den Traum oder die Ambition aufgeben, irgendwie "verlorene" kulturelle Reinheit, einen ethnischen Absolutismus, wiederentdecken zu können. Sie sind unwiderruflich Übersetzer. (...) Sie mußten lernen, mindestens zwei Identitäten anzunehmen, zwei kulturelle Sprachen zu sprechen, um zwischen ihnen zu übersetzen und zu vermitteln. Die in der Ära der Spätmoderne geschaffenen hybriden Kulturen sind eindeutig neue Typen der Identität und es lassen sich mehr und mehr Beispiele für sie finden."

scheint, dass die hybriden Collagen längst und allenorten Einzug gehalten haben, eine kulturpoetische Realität darstellen. Mit einer machtkritischen Diskursanalyse nach Foucault ist diese "Integration" des Fremden hingegen in einem anderen Licht darzustellen:

Es gibt einen (historischen) Wandel, eine »Umkehrung« im Verhältnis von Identität und Alterität, Peripherie und Zentrum. Viele Eigenschaften (wie »Schwäche« oder »Ambiguität«), die »ursprünglich« den Ausgeschlossenen und den Marginalisierten zugeschrieben wurden (und als Rechtfertigung des Ausschlusses dienten), sind zu Schlüsselkategorien des Erfolgs wie des allgemeinen Diskurses geworden, und so wirkt (der Diskurs der) Differenz heute selbst als ein »Dispositiv« – als eine repressive Machtstruktur die ausschließt und unterdrückt. Diese neue »Wertschätzung« des »anderen« ist ein Ergebnis der Gesetze des globalen (postfordistischen) Kapitalismus, der wesentlich auf der Ausbeutung von (räumlicher und kultureller) Differenz beruht. Zudem existieren vielfache Abstufungen in der (Alltags-)Praxis der »Differenzierung«, und die Konstruktion der Andersheit erfolgt heute in einer Situation der gesteigerten Unsicherheit und Ambivalenz: Klare, binäre Differenzen »verschwinden« zunehmend, und so gilt es die Landschaft der Alterität neu zu »kartieren«. (Jain, 2003, 135)

Es stellt sich also doch die Frage nach der Ökonomie, die hinsichtlich der Namen gar nicht einfach zu beantworten ist: sicherlich kann die globalisierte Namenpolitik als ein kleiner Mosaikstein angesehen werden, welcher als Moment der kulturellen Selbstvergewisserung eines Menschen einer potenziellen kulturellen Flexibilität förderlich wäre. Ob damit die Menschen Weltenbürger werden, wage ich zu bezweifeln. Die Anbindung an lokale Kultur, das Gefühl von Vertrautheit und Heimat ist ebenso sehr an eine lebensweltliche Praxis gebunden.

Es erstaunt also kaum, wie wir im weiteren Verlauf der Internetdiskussion im gleich folgenden Beitrag sehen, dass sich als gegnerische Stimme nun der nationalistische Diskurs erhebt. Die westliche – hier beispielsweise die deutsche – Identität ist ob der Liebe der Eigenen am Exotischen doch sehr herausgefordert.

Dominik (Aug 07, 2003 10:19): Hallo...ich wollt hier nur mal was einwerfen! Diese ganzen exotischen Namen die da unten stehn, sie gehören, sofern das Kind deutsch ist, überhaupt nich nach Deutschland!! Ich sag das nicht, weil ich dien Herkunftsländer nicht mag, ausländische Namen sind ok, es gibt sehr viele, die total schön klingen, aber einige hier angebrachte Beispiele sind doch einfach viel zu...wie soll ich sagen...stellt euch vor, das Kind kommt in die Schule und soll seinen Namen sagen!! Dann muß

es einen Doppelnamen aufsagen, von dem der Lehrer noch nicht mal einen von beiden aufschreiben kann!! Der Name sollte schon von Herzen kommen, aber Weltweit im Internet nach einem zusuchen, um sich von den Namen anderer Kinder abzuheben halt ich für falsch, Kinder sind doch keine Spielzeuge...tut mir Leid!!

Warum wählen Eltern für ihre Kinder denn exotische Namen? Handelt es sich um eine bizarre Art von modernem Namenkolonialismus? Was geschieht mit den Namen im neuen Umfeld: werden sie akkulturiert, wie dies mit manch exotischer Küche geschehen ist?

Folgt man der Argumentation Dominiks werden aber nicht eigentlich die Namen, sondern mit den Namen insbesondere die Kinder instrumentalisiert: Im Ausdruck "Spielzeug" verbirgt sich der Vorwurf einer konsumistischen Haltung der Eltern. Den Kindern bringe man auf diese Weise nicht den nötigen Respekt entgegen, vielmehr würden sie zu Objekten des elterlichen Narzissmus.

Gleichzeitig wird auf eine weit verbreitete, bedeutende, aber nicht erhärtete Alltagstheorie Bezug genommen: Der Name sollte vertraut sein, damit das Kind sich wohl fühlt. Die folgende Diskutantin unterstützt den Vertrautheits-Diskurs und formuliert eine Theorie des emotionalen Bezugs, welche jedoch – besonders mit den erwähnten Beispielen – den Nationalismus-Diskurs in den Hintergrund treten lässt:

Veronika (Aug 09, 2003 2:02): Ich muss Dominic zustimmen. Es ist ja schön, wenn namen bedeutungen haben. aber man sollte es nicht übertreiben. Die Namen für meine Kinder werde ich bestimmt nicht nur nach der bedeutung aussuchen. Ich bin der meinung, man sollte etwas mit dem Namen verbinden. Meine söhne sollten später zB mal Kevin, Jonathan (engl) oder William heißen. Kevin heißt die Romanfigur aus meinem Lieblingsbus [*Lieblingsbuch, Anm. d. Verf.*]. Jonathan heißt mein lieblingsschauspieler und eine meiner Lieblinsfilmrollen. William ist einer der schönsten namen überhaupt.

Einige Zeit vergeht, bis jemand auf die Frage der Fremdheit von Namen eingeht: Traditionelle und häufige Namen seien für die Entwicklung des Kindes nicht förderlich, meint nun die Diskutantin Veronika, und exotische Namen würden das Selbstbewusstsein des Kindes stärken. Auf diese Weise legitimiert sie ihre weitere Namensuche und bittet in der Folge um

Namenbeispiele, welche mit "Licht" assoziiert werden können, in ihren Worten:
 "Hat (...) jemand einen guten Namen der "Licht" bedeutet oder ähnliches":

Veronika (Aug 30, 2003 6:43): Meiner Meinung nach isses ok, exotische Namen zu wählen. Ich bin glücklich darüber, dass ich niemanden in meinem Bekanntenkreis kenne, der denselben Namen trägt wie ich. Stellt euch das doch mal vor in der Schule, wenn drei Kinder in derselben Klasse Martin heißen... ist auch nicht gerade toll. Da kommen sich die Kinder gar nicht wie ein Individuum vor, sondern wie ein Massenprodukt. Und die ständigen Verwechslungen...Ich kann nur sagen, seltene Namen steigern das Selbstbewusstsein und formen die Persönlichkeit! Könnt ihr mir glauben. Das Kind muss ja net unbedingt Diamantha heißen. Lol⁸

Hat übrigens noch jemand einen guten Namen, der "Licht" bedeutet oder ähnliches?

Dagmar (Aug 31, 2003 7:03): hallo (-)⁹ also mein name bedeutet auf dänisch: heller tag (.) in einer älteren bedeutung aus dem keltischen bedeutet es morgenroete(.) ist also gleichbedeutend mit aurora (lat.)und man spricht das G und nicht K (.) in deutschland neigt man dazu dakmar zu sagen, klingt furchtbar. das g muss weich klingen lg!

Seraina (Sep 01, 2003 1:43) Hallo! Ich finde meinen Namen auch sehr schön: Seraina. Er ist nicht wirklich exotisch, er kommt aus dem rätoromanischen (also aus der Schweiz), und bedeuter hell und klar. Ich hoffe das hilft jemandem weiter...

Martina (Sep 01, 2003 2:30) hallo, ich hab hier nen südafrikanischen Namen, der dort sowohl für Mädchen wie für Jungs benutzt wird: Naledi. Das bedeutet "Stern" auf Tswana.

Ob das in D-Land zugelassen ist, kann ich allerdings nicht sagen. Übrigens, ich hab auch so'n 08/15 Namen und fand das immer schon gaznz furchtbar. Ein Jahrgang unter mir in der Schule hieß jemand auch so (auch gleicher Nachname). Wir wurden ständig verwechselt und es war wirklich scheußlich. Meine Kinder sollen deshalb auch individualistische Namen tragen.

8 *Lol* ist ein Phänomen des Internetcode (Wyss 2003), ein so genanntes Akronym, eine Abkürzung der kommentierenden Floskel "Laughing out loud".

9 Da in diesem Beitrag anstelle von Satzzeichen Zeilenschaltungen vorgenommen wurden, wurden hier zur Verbesserung der Leserlichkeit des Fliesstextes hypothetische Satzzeichen in Klammern angeführt.

Endlich bringt es die Diskutantin *Martina* auf den Punkt: der Exotismus ist wohl ein Versuch, eine selbst erlebte narzisstische Kränkung, die auf die Kinder projiziert wird, zu vermeiden. Die Eltern möchten den Kindern die traumatisierende Erfahrung “denselben Namen wie andere Kinder zu tragen” unter keinen Umständen zumuten.

Mit dem unverwechselbaren Namen wird nicht nur ein hypostasiertes Trauma vermieden, sondern die Einzigartigkeit des Kindes ausgedrückt. Auf diese Weise wird der seltene und fremde Name in mehrfacher Hinsicht zum “guten” Namen. Die Individuierung wird prioritäres Moment der Identifizierung.

Diese Praxis bricht – viel stärker noch als im deutschsprachigen Raum die slawischen, französischen oder u.s.-amerikanischen Namenmoden – die nationalen oder bisweilen nationalistischen Namenkulturen auf.¹⁰ Denn der Sinn dieser teilweise unbedarften – oder unerschrockenen – Aneignung exotischer Namen besteht eben gerade nicht darin eine neue multikulturelle Namenwelt zu konstruieren. Viel eher bringen die besonders unüblichen, originellen und exotischen Namen die elterliche Sorgfalt und den Aufwand zur Darstellung und setzen diese darüber hinaus geradezu perfekt und doppeldeutig in Szene. Die Sache hat jedoch einen Haken: nicht nur der Name, sondern auch das Kind werden auf diese Weise zu einem Medium vorbildlicher Elternschaft.

Die Bedeutung von Eigennamen in Sprachwissenschaft und Sprachtheorie

Wer aus der Sicht der traditionellen Namenforschung von der Bedeutung der Namen spricht, denkt zuerst an die etymologisierende Rekonstruktion des sogenannten “Inhalts”. Diesen gewinnt man durch eine Zuordnung von Bedeutungen zu Namen, die aus Gattungsbezeichnungen hervorgegangen sind (*Grazia*, *Flavius*), sowie aus der morphologischen Analyse der

10 Gleichzeitig etabliert sich im Internet eine auf die Familiennamen bezogene, historisch rückwärts und geographisch-räumlich nach innen gerichtete private genealogische Forschung. Namenkunde dieser privaten Ausprägung stösst seit langem auf breites Interesse. Man interessiert sich nicht nur für seinen eigenen Namen, sondern betreibt mit grossem Engagement genealogische, etymologische und kultursoziologische onomasiologische Recherchen (www.firstname.de, www.behindthename.com, www.kunigunde.de, www.aboutnames.ch). Im Internet finden sich Namenslisten, Auswandererlisten, genealogische Software und ab und an erhält man eine E-Mail von Namens-Vettern (meist) aus den Vereinigten Staaten, worin man sich nach etwaigen gemeinsamen Vorfahren erkundigt oder auf genealogische Treffen eingeladen wird. Die Suche nach der Herkunft der Namen ist oft mit einem Interesse für die eigenen Abstammung verbunden – also einem Interesse der genealogischen Rekonstruktion von Familie, Sippe oder Nation: all diese Kategorien wurden längst als Versuch einer Konstruktionen von homogenen Bevölkerungsgruppen entlarvt.

Bestandteile von Namen, die in einem strukturalistischen Sinn als bedeutungstragende Einheiten verstanden werden.

So wird beispielsweise Theodor analysiert als *Theos*, welches im Griechischen 'Gott' bedeutet und *Doron*, Geschenk, Gabe'. Die Gesamtbedeutung wird dann als "Das Geschenk Gottes" paraphrasiert.¹¹ Diese etymologisierende Bedeutungsrekonstruktion begreift den Namen nicht als lexikalisch-unsemantische Einheit, die bloss identifikatorische oder individuierende Funktion hat, sondern verfährt mit ihm in eher volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Weise so, als ob es sich um einen Gattungsbegriff handelte.

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist die Frage der Positionierung der Namen im Feld der sprachlichen Phänomene ein wichtiges Thema. Einerseits treten uns Namen als sprachförmige Gegenstände entgegen und sind ebenso wie andere Wörter häufig von Sprache umgeben und finden auch in nicht verbal-sprachlichen kommunikativen Kontexten Verwendung. Es ist aber ebenso offensichtlich, dass diese Sprachförmigkeit generell und gerade auch hinsichtlich der Bedeutungshaftigkeit noch weiter systematisiert und differenziert werden müsste.

So gibt es in Sprachwissenschaft und Sprachtheorie eine seit Langem tradierte dichotomische Trennung der Nomina in Propria und (Gattungs-)Wörtern (vgl. Tabelle 1, unten), mit der man die Namen zwar zu den Wörtern schlägt, sie aber einer speziellen Kategorie (eben den Propria) zuordnet. Es zeigt sich, dass eine klare und eindeutige Dichotomie weder aus morphosyntaktischer noch aus lexikologischer oder semantischer Sicht gerechtfertigt ist. Neuere Erkenntnisse weisen darauf hin, dass auch aus sozio- wie aus neurolinguistischer Sicht eine klare Trennung ebenso wenig aufrechterhalten werden kann (vgl. Müller/Kutas 1997).

In Sprachwissenschaft und Sprachtheorie wird die Unterscheidung von Propria und Appellativa seit langem diskutiert und es ist wichtig, die philosophische Unterscheidung von singulären und allgemeinen Termen bzw. Ausdrücken sowie die sprachwissenschaftlichen Unterscheidung der "Propria und Gattungsbezeichnungen" auseinander zu halten. Eine Verwechslungsgefahr besteht, weil singuläre Terme (oder Individuenausdrücke) in gewissen sprachphilosophischen Abhandlungen als Eigennamen bezeichnet werden. Es handelt es sich bei den singulären Termen jedoch gerade nicht um Vornamen oder ähnliches, sondern um

11 Diese Methode kann nicht bei allen Namen angewendet werden. Dies liegt an der Tatsache, dass die Morphologie des Namens manchmal zwar semantisch rekonstruierbar ist, aber keinen Sinn ergibt, das heisst unverständlich ist (wie beispielsweise bei *Morgan*). In anderen Fällen wiederum bleibt die Semantik mehrdeutig oder die Bezugnahme im Unklaren (wie etwa bei *Titus*). Vgl. Greule (1996), S. 1182ff.

allgemeine sprachliche Ausdrücke, welche – aus referenzsemantischer Sicht – einen Gegenstand identifizieren, was in einschlägigen Zusammenhängen durchaus auch für Nomina appellativa gilt (vgl. Frege (1892), Russell (1905) und Strawson (1950)).

Für die sprachwissenschaftliche Unterscheidung zwischen Propria und Appellativa wird die um 100 v. Chr. vom stoischen Grammatiker Dionysius Thrax vorgenommene Untergliederung der Onoma (Namen) in *onoma kyrion* (eigentlicher Name) und *onoma prosigorikon* (benennender/bezeichnender Name) fortgesetzt. Hier fungiert die Bezeichnung "Name" sowohl als Hyperonym als auch als Hyponym. Die Kategorien schliessen einander daher nicht aus, was früher oder später zu einem definitorischen Problem führt.

Die zentrale Funktion der Namen (der *onoma kyrion*) nennt man *Identifizierung* (*Emma Müller* wie es im Personalausweis steht) und unterscheidet diese Funktion von derjenigen der *Individuierung* (*meine kluge Freundin Emma*), einer sozio-psychologischen Funktion, die mit der Identifikationsfunktion eng verbunden ist. Die Individuierung kann man als Differenzierung gegenüber einer namenlosen Masse verstehen (vgl. Müller/Kutas 1997, 150).

Im Vergleich lässt sich für die Namen im Gegensatz zu Appellativen eine Reduktion, Minderung oder gar das Fehlen gewisser semantischer Merkmale ausweisen:

- Propria verweisen nicht mittels *einer deskriptiven Charakterisierung* auf ihre Referenten.
- Propria besitzen *keine semantischen Felder*.
- Propria verfügen über *kein Konzept*.
- Propria verweisen auf *einzigartige Objekte*.¹²
- Propria haben eine *eingeschränkte attributive Valenz*.
- Propria verfügen *nicht über eine primäre Bedeutung*.¹³
- Da Propria sich nicht aufgrund von Merkmalen auf Konzepte beziehen, kann es *nicht zu Vagheit in der Referenz* kommen (jemand kann nicht

12 Diese Funktion gilt allerdings in gewissen Semantiken (bspw. der Referenzsemantik) sowie in gewissen Kontexten (mit starker deiktischer Fokussierung) auch für Appellativa.

13 Die semantische Ladung hingegen kann – wie Bering (1988, 1991, 1996) dies anhand der antisemitischen Ladung des griechischen Namen Isidor vorführt – als sich in bestimmten historischen Kontexten etablierender intersubjektiver, semantischer konnotativer Wert nachgewiesen werden. Auf ein vergleichbares semantisch-konnotatives Verfahren der onomastisch-kontextuellen Charakterisierung stützt man auch bei der Interpretation von Namen in literarischen Werten. Vgl. Debus (2004) und das in diesem Zusammenhang interessante Sonderheft zu Personennamen der Reihe Praxis Deutsch (1993).

mehr oder weniger *Anna* sein, sondern es gibt nur eine eindeutige Zuweisung oder eine eindeutig falsche Zuweisung).

- Für Propria existieren *keine Synonyme oder Antonyme*.
- Propria werden in der deutschen Standardsprache *weitgehend ohne Artikel* verwendet.¹⁴

In sprachwissenschaftlichen Darstellungen werden die Konkreta traditionellerweise in eine Gruppe der Gattungsbezeichnungen (Nomina appellativa), sowie eine Gruppe der Eigennamen (Nomina propria) aufgeteilt (vgl. unten Abbildung 1).

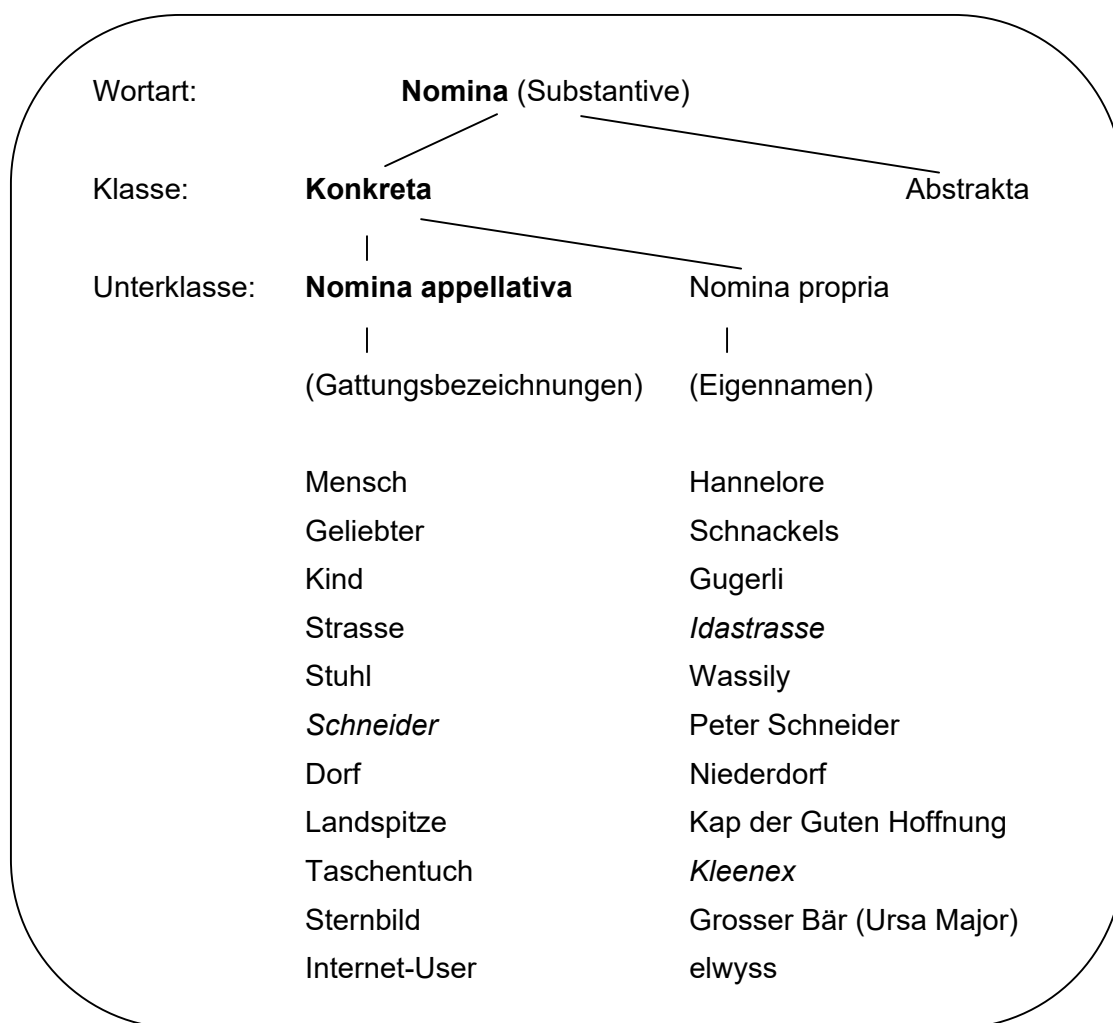


Abb. 1: Nomina appellativa und Nomina propria (nach Müller/Kutas 1997)

14 Dies gilt weder für das Schweizerdeutsche: d(a)s Vreni, d(e)r Röbu, d'Annelies (vgl. Christen 1998) noch für die Standardsprache in jedem Fall: Wie Gallmann (1997) mit Bezug auf Longobardi (1994) ausführt, kann bei der Verwendung der Eigennamen mit Artikel eine expletive (semantisch mit dem artikellosen Gebrauch gleichwertige) Verwendung (die Idee der klugen Anna) von der sekundär appellativen Verwendung (die kluge Anna aus Wien) unterschieden werden.

Wie bei einigen Appellativa bietet die kategorielle Zuordnung im Fall von prototypischen Vertretern der Kategorie (wie beispielsweise *Mensch*, *Strasse*, *Stuhl*) wenig Schwierigkeiten. Dasselbe gilt in der Gruppe der Propria. Prototypisch ist hier beispielsweise *Hannelore*. Problematischer wird die eindeutige kategorielle Zuordnung jedoch – wie dies Wimmer (1978) Sonderegger (1985) und Knobloch (1992) diskutieren – zum Beispiel bei:

- Komposita¹⁵ mit einem Namen als Bestimmungswort (Idastrasse);
- Eigennamen, die aus Gattungsbezeichnungen hervorgegangen sind (Schneider), nach der Terminologie von Sonderegger (1985) Namenappellative, in der Namengebung produktive Appellative;
- Zu Eigennamen gewordenen Adjektiv-Appellativum-Kombinationen (der Grosse Bär);
- Phrasen, die als Eigennamen fungieren (Kap der Guten Hoffnung);
- Handelsnamen, die zu Gattungsbezeichnungen werden können (Tempo, Walkman)
- der metonymischen Verwendung von Propria (sie hört eine Stunde Beethoven);¹⁶
- ohne Formveränderung zum Sachwort gewordenen Eigennamen "Appellativnamen" (Sonderegger 1985) wie beispielsweise Zeppelin;
- der Phraseologisierung von Namen: der dumme August, er ist ein Kasper, die Dicke Berta.

Ausserdem machen Verhaltensstudien deutlich, dass eine Zuschreibung von lexikalischer Bedeutung für Propria durchaus im Bereich des Möglichen liegt, da der Vorname einen Einfluss auf die Einschätzung der Attraktivität von Personen aufweist (vgl. Müller/Kutas 1997).

Die klare Trennlinie zwischen Propria und Appellativa ist also durchaus nicht unumstritten.

Der Name als Metazeichen

Der Volksmund ist voll von Andeutungen und Anspielungen über die Bedeutung und Wirkkraft von Namen¹⁷: Redensarten ("Nomen est omen") und

15 Vgl. dazu Debus (2003), der auf die doppelte Verwirrung bei dem Ortsnamen "Kriegestetten" hinweist, das nicht etwa als eine "kriegerische Stätte" paraphrasiert werden soll, sondern als die Stätte des "Krieg". "Krieg" ist hier ein Name.

16 Hier ist, wie auch Müller/Kutas (1997) bemerken, die strenge Abgrenzung von Appellativa und Propria als eine Trennung von bedeutungstragend vs. bedeutungslos zu diskutieren.

17 Der Ausdruck "Name" wird da aber oft auch unspezifisch als Oberbegriff für "sprachliche Bezeichnung" verwendet.

Märchen (“Rumpelstilzchen”) führen vor, wie Namen hinsichtlich einer weiteren und weiter gehenden, anthropologisch-psychoanalytischen Ebene des Bedeutens, wichtig sind.¹⁸ In populären Narrativen und in Alltagstheorien über Namen ist der Name nicht ein unsemantischer Identifikator, sondern er wird zu einem vielschichtigen Zeichen, einem Signifikanten, der Wirklichkeit erzeugt oder auch mit mythischer Kraft zur Vernichtung von Leben fähig ist.¹⁹

Damit in Zusammenhang steht eine Bedeutungsebene, welche – nach Derrida (1987) – für die menschliche Existenz einen herausragenden Stellenwert einnimmt: Der Name ist Ausgangspunkt und Anlass transzendenter Erfahrung. Diese spezifische Transzendenz hängt mit der Tatsache zusammen, dass der Name, wie Derrida formuliert, die Unsterblichkeit des Lebens symbolisiert und damit auch sichtbar macht. Mit dieser menschlichen Unsterblichkeit ist immer gleich die einschneidende Ambivalenz des Überlebens verknüpft. Der Name ist damit Träger des Wissens darüber, dass es ausschliesslich der Name sein wird, der überleben wird. Der Name ist dadurch ebenso der Träger der Todesahnung:

Je ne suis pas mon nom. Autant dire que je pourrais lui survivre. Mais d'abord il est destiné à me survivre. Il m'annonce ainsi la mort. Non-coïncidence et contre-temps entre mon nom et moi, entre l'expérience selon laquelle je m'appelle ou m'entends appeler et mon “présent vivant”. Rendez-vous avec mon nom. Untimely, intempestif, au mauvais moment. (Derrida, 1987, 532)

Im Namen verbindet sich demnach die Todesahnung mit der Unsterblichkeit. Hier wird die Todesahnung erst wirklich, d. h. verstehbar, da sie in einen semiotischen Prozess überführt wird. Gleichzeitig kann eine weitere unumgängliche, sozusagen “mortell-existenzielle” Bedingung daran geknüpft werden: der Tod der den Namen tragenden Person ist die Voraussetzung für die Unsterblichkeit. Im bedrückendsten – unzeitigen, un-rechtzeitigen – denkbaren Fall ist dies der eigene Tod, der im eigenen Namen immer schon aufgehoben ist.²⁰ Der Name bedeutet und vergegenwärtigt somit eine

18 Müller/Kutas (1997) weisen eine neurolinguistische Parallele nach: Bei Versuchspersonen ist bei der Nennung von Namen (Propria) eine höhere Hirnfrequenz nachweisbar als bei der Nennung von Allgemeinbegriffen.

19 Man wertet zwar solche Äusserungen sofort als Aberglauben ab, doch gibt es in der Tat Handlungen, die sich auf solche alltagstheoretischen Grundsätze abstützen. Oder: Kann man sich vorstellen, ein neues Schiff auf den Namen Titanic zu taufen? Würden Sie damit eine Überquerung des Atlantiks unternehmen? Würden sie ihr Kind Adolf nennen? Solche Fragen würden wohl von vielen verneinend beantwortet.

20 Im Gegensatz dazu ist die Signatur des Individuums ein performativer Akt: “um lesbar zu sein, muß eine Unterzeichnung eine wiederholbare, iterierbare, nachahmbare Form haben; sie muß sich von der gegenwärtigen und einmaligen Intention ihrer Produktion lösen können.” (Derrida 1988, 313) Sie muss sich als Zitat und Wiederholung von der die Äusserung beseelenden, einmaligen Intention gelöst haben, um identifiziert zu werden. Dieser Aspekt verweist wiederum auf die Sprachförmigkeit des Namens.

Erkenntnis, die immer schon mitmeint. Er wird damit zur Chiffre für die existenzielle Auslieferung an den Tod, bedeutet damit eine Last, ein Dilemma oder eine Katastrophe. Er symbolisiert die eine Präsenz, die den Tod immer schon mit sich führt. Die Angst vor dem Namen ergibt insofern einen ganz neuartigen, besonderen Sinn, als dass der Name von der grössten Angst des Menschen handelt, von der Angst vor dem Tod und dem Untergang. So scheint das Namentabu eine anthropologische Reaktion auf die Todesangst, die Angst vor der Vernichtung.

Soziokulturelle Bedeutung von Namen

Etymologische Bedeutung, semantische Differenzierung, Metazeichen sowie die so genannte semantische Ladung decken bereits ein grosses Spektrum an onomastischer Semantizität, an Bedeutungshaftigkeit von Namen, ab.

Was ist aber mit soziokultureller Bedeutung gemeint?

Im kommunikativen Kontext verweist der Name offensichtlich nicht nur auf den Träger des Namens, sondern darüber hinaus (1) als sprachförmiges Element eines gesprochenen oder geschriebenen Textes auf den umgebenden Kontext und steht auf eine bestimmte Weise in Relation zu dessen soziolinguistischen und pragmatischen Spezifizierungen, sowie (2) in allgemeiner Form als bestimmter Name und als Name in einer bestimmten Form auf die zugehörigen sozialen und kulturellen beziehungsweise sozial- wie kulturhistorischen Kontexte und Situationen.

Aus referenzsemantischer Sicht kann das konkrete Verweisen auf Personen als Deixis gefasst werden, das Verweisen in Kontexte hingegen meint die Bezugnahme des Eigennamens auf soziale und kulturelle "Fakten" auf Realitäten, Diskurse, politische und kulturelle Strömungen und Stimmungen, die den Personen, welche mit Namen umgehen, nicht bewusst sein müssen.

Der Ausdruck "soziokulturelle Bedeutung" umfasst damit zwei Spektren der onomastischen Bedeutungshaftigkeit:

Einerseits ist damit (1) das Ensemble der Sprachgebräuche als primäre linguistische Daten pragmatischer oder soziolinguistischer Natur gemeint, das heisst das Verwenden von Namen anstelle von anderen sprachlichen Zeichen in bestimmten pragmatisch-soziolinguistischen Kontexten,²¹ das Auslassen von Namen, die Präferenz von Vornamen. Andererseits (2) geht es darüber hinaus um die sprachlichen Bräuche, Rituale (das Benennen von Menschen, Strassen, Plätzen; das Tragen von Namen, um den persönlichen Umgang mit

21 In manchen Fällen würde man wohl von semantischer Ladung oder von Konnotation sprechen, gerade dann, wenn die soziokulturelle Bedeutung als intersubjektives Wissen über Sprache von den Sprecherinnen und Sprechern auch tatsächlich hervorgebracht werden kann.

dem eigenen Namen, die Verwendung von fremden Namen, die Aneignung von Pseudonymen, etc.), in welchen Namen auf eine bestimmte Art und Weise in ganz spezifische Machtkonstellationen eingebettet sind. Diese sozialen und kulturellen (und damit auch rechtlichen) Hintergründe prägen den Umgang der Menschen mit Namen: sie beeinflussen die Wahl von Namen, fördern oder behindern die Änderung von Namen, liefern Erklärungszusammenhänge für das Nennen von Namen in Texten und prägen die Wahl von Pseudonymen. Damit etabliert sich neben dem Sprachgebrauch ein zweiter Aspekt soziokultureller Semantik, welche sich hier nun in Namenmoden, Namenmotivationen gewisser Bevölkerungsgruppen, Namenpräferenzen und in der Namenentlehnung niederschlägt.

Die soziokulturelle Bedeutung (des Namens) etabliert sich damit als Effekt des Habitus (vgl. Bourdieu 1982) und stellt daher einen Bezug her zur Lebenswelt der Person, also zu deren sozialem und kulturellem Kontext. Dies zeigt sich in der Praxis als ein als persönlicher wahrgenommener Umgang mit Dingen (u.a. Namen), als Normalität und ist den “Betroffenen” in der Regel nicht bewusst. Man folgt dem je eigenen ästhetischen, psychologischen, kulturellen Urteilsvermögen, welches als individuell empfunden wird, da es in je spezifischen Verfahren des Aushandelns oder der Auswahl entsteht, es kann aber aus soziologischer Perspektive in der Regel als nicht individuelles, sondern als Verhalten einer Gruppe nachgewiesen werden.

Die soziokulturelle Bedeutung der Namen ist daher methodologisch nicht ausschliesslich in einer Sprachanalyse greifbar, sondern es bedarf neben der linguistischen Analyse von Textmaterial ebenso einer über die direkte sprachliche Analyse hinausgehenden sprachsoziologischen Erforschung beispielsweise in den Bereichen der Namenwahl, dem Namenwechsel, zur Verwendung von Namen in Kommunikationssituationen oder bei der Analyse der Wahl von Pseudonymen, welche die “Meinungen und Ideen” der SprachbenützerInnen in die Forschung integriert, wie dies beispielsweise Gerhards (2003) unternimmt. Dabei wird man auf gruppenspezifische Präferenzen, milieuspezifische Umgangsformen oder zeitlich begrenzte sprachliche Erscheinungen stossen, die – so stelle ich es mir als Ideal vor – dann nicht “bloss” in Statistiken, sondern über das reine Beschreiben hinaus auch in kulturhistorische Erklärungen münden und damit zu einer verstärkten Theoriebildung führen dürfte. Die Frage nach dem Warum der Namenmoden, nach den Gründen für die Wahl bestimmter Pseudonyme im Internet oder dem Namentabu, sollte m. E. mindestens in Form von Hypothesen versucht werden. Ebenso wichtig ist dabei die Bezugnahme zur jeweiligen rechtlichen Situation, welche durch die Namensgesetzgebung nicht nur einen normativen Hintergrund für die Zulassung von Vornamen durch die jeweiligen Behörden liefert, sondern darüber hinaus die argumentativen Grundlagen für einen Namenwechsel bestimmt und die familiäre Namengebung von Frauen,

Männern und Kindern massgeblich beeinflusst. Auf diese Weise würde die gesellschaftliche Bedeutung nicht nur der Namen, sondern auch der Onomastik deutlicher herausgearbeitet. Oder mit Zgusta (1996):

There is no doubt that the linguistically oriented study of names will continue to be as useful as it has been. This can be expected not only of historical²² linguistic studies, but generally. However, in the same way that linguistics has expanded the field of its study in the last decades, onomatology too, while becoming more autonomous by also taking into consideration approaches and insights other than purely linguistic ones, has become a much broader and manifold field of research. Sociological considerations and research in pragmatics will give onomatology many new insights. (S. 1890)

Zum Inhalt des vorliegenden Bandes

In diesem Band werden verschiedene Facetten dieser soziokulturellen Bedeutung herausgearbeitet: Neben einem sprachsoziologischen Essay von Gerd Antos über seine eigene – in vielerlei Hinsicht interessante – Namen-Geschichte sind in diesem Band wissenschaftliche Aufsätze zu Namen in unterschiedlichen ökonomischen und soziopolitischen Kontexten zu lesen: Salih Akin (S. 27-38) erläutert die identitätsvernichtende Sprach- und damit auch Namenpolitik, welche die Türkei gegen ihre kurdischen Mitbürger unterhält. Ingrid Kühn (S. 39-47) beschreibt die Namen-Politik der Stasi (Staatssicherheit der DDR), welche durch die Namen ihrer inoffiziellen Mitarbeiter (IM) aus einem Denunziations- und Bestechungsnetzes eine heimliche, in der realen DDR nicht mögliche Fantasie-Nebenwelt etabliert. Jean-François de Pietro (S. 49-62) beschreibt die Problematik der Namen in multikulturellen schulischen Kontexten und regt zu einer Auseinandersetzung mit den Namen im Schulunterricht an, wodurch die integrative oder ausschliessende Funktion von Namen aufgehoben werden könnte. Sara Cigada (S. 63-70) zeigt in ihrem Beitrag eine Facette des sogenannten *branding* auf: sie führt vor, auf welche Weise aus abstrakten Namen in Werbekontexten Eigennamen werden. Die spezifische Funktion von Namen in einem bilingualen Umfeld arbeiten die Beiträge von Daniel Elmiger und Sara-Jane Conrad am Beispiel der Stadt Biel-Bienne heraus, wobei sie sich auf ein umfangreiches Korpus von dialogischen Interviewtranskripten mit EinwohnerInnen der Stadt Biel-Bienne stützen. Daniel Elmiger (S. 71-79) zeigt auf, wie schwierig eine klare Grenzziehung zwischen Allgemeinbegriffen und Eigennamen ist und erörtert anhand einiger Beispiele die Frage der

22 *Historical* meint hier eine eher traditionellen sprachhistorischen Kategorien verpflichtete Sprachgeschichte der sprachimmanenten strukturalistischen Analysen und kaum eine an historischer Pragmatik oder Soziolinguistik ausgerichtete Interpretation von Sprachdaten.

Übersetzbarkeit von Eigennamen. Sarah-Jane Conrad (S. 81-93) zeigt, wie Namen in einer bilingualen Situation zu Emblemen der Zweisprachigkeit werden, welche die Zweisprachigkeitsdoktrin der Stadt unterstützt. In monolingualen Kontexten untersucht Elwys de Stefani (S. 95-108) die spezifische Markierung von Redebeiträgen (*turns*) zwischen Liebespaaren und macht deutlich, dass die Namen für die Konsolidierung gemeinsamer Werte verwendet werden und dazu dienen, vom Gegenüber Unterstützung zu erhalten, sowie dazu, Bestätigungen für die eigenen positiven wie negativen Bewertungen zu evozieren. Die Arbeit von Sarah Chevalier (S. 125-137) zeigt, wie Spitz- und Kosenamen die soziale Wirklichkeit reflektieren und sie gleichzeitig (mit-)gestalten, sowie die Art und Weise, wie reziproke Namengebung dazu dient, soziale Gruppen zu markieren und aufrechtzuhalten, und wie nicht reziprok verwendete Spitz- und Kosenamen als Formen sozialer Kontrolle eingesetzt werden oder Unterschiede in Machtverhältnissen aufzeigen. Der Nicknames der virtuellen Welt hat sich Evelyn Ziegler (S. 109-123) angenommen: anhand von Interaktionen in Chatrooms zeigt sie auf, dass sich die ChatterInnen bei der Konstruktion ihrer Pseudonyme zwischen den Polen Individualität und Partizipation bewegen und dass die intrapersonelle Variation der Nicknames zum Teil erheblich ist und die Wiedererkennbarkeit nicht ausschließlich an ein festes Pseudonym gebunden ist. Die Frage der Zusammenschau von Kosenamen und sozialem Stereotyp untersucht Christa Stocker (S. 139-154). Sie zeigt, dass nur eine beschränkte Anzahl semantischer Felder tatsächlich zu kosender oder scherzhafter Bezeichnung eingesetzt wird, und führt aus, wie habitualisierte Kose- und Spitznamen den betreffenden Personen prototypische Eigenschaften zuschreiben und diese stilisieren. Kose- und Spitznamen reproduzieren und konservieren daher soziale Stereotype und dienen als Spiegel sozialer Stereotype und damit als Zugriffsindizes auf historische Mentalitäten.

Susanne Oelkers (S. 155-170) hat in ihrem Aufsatz einige zentrale Aspekte ihrer Doktorarbeit vorgestellt. Sie weist darin auf phonologische Kodierungen von Geschlecht hin, welche wie Gerhards (2003, 158) es ausdrückt, ein "generatives" Potenzial besitzen, welches "[...] auch auf die Entschlüsselung von neuen Namen übertragen und zur Decodierung des wahrscheinlichen Geschlechts benutzt werden kann". Es ist möglich, dass eindeutig geschlechtstypisch strukturierte Vornamen auch besonders geschlechtsstereotype Eigenschaften assoziieren lassen. Gerade in Werbetexten wird mit geschlechterstereotypen Namensbildungen gespielt, die – dies zeigen Studien der Werbewirkungsforschung – bei der Zielgruppe dann anscheinend den grösseren Anklang finden.

LITERATUR

- Bering, Dietz (1988): *Der Name als Stigma*. Dritte Aufl. 1992; Taschenbuch 1992. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bering, Dietz (1991): *Kampf um Namen. Bernhard Weiß gegen Joseph Goebbels*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bering, Dietz (1996): *Die Namen der Juden und Antisemitismus*. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold u. a. (Hrsg.) (1996): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin-New York: de Gruyter, 1300-1310. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 11,2)
- Blumenstock, Gabriele (1990): *Erste Schreibversuche. Kinder schreiben ihren Namen, Briefe, Wunschzettel*. In: *Grundschule*, 22. Jg. 1990, Heft 2, S. 11-12.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M. Suhrkamp.
- Christen, Helen (1998): *Die Mutti oder das Mutti, die Rita oder das Rita? Über Besonderheiten der Genuszuweisung bei Personen- und Verwandtschaftsnamen in schweizerdeutschen Dialekten*. In: Schnyder André, u.a. (Hg.): *Ist mir getroumet mih Leben? Von Träumen und vom Anderssein*. Göppingen, S. 267-281.
- Clifford, James (1988): *The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*. Harvard University Press. Cambridge Ma.
- Debus, Friedhelm (2003): Die Bedeutung regionaler Namenbücher für Geschichte und Kultur. In: *Beiträge zur Namenforschung*. Band 38, Heft 4. S. 365-377.
- Debus, Friedhelm (2004): Funktion literarischer Namen. In: *Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache*. Heft 1/2004. S. 2-9.
- Derrida, Jacques (1987). *L'aphorisme à contre-temps*. In: *Derrida, Jacques (1987), Psyche. L'invention de l'autre*. Paris. S. 519-533.
- Derrida, Jacques (1988): *Signatur Ereignis Kontext*. In: *Derrida, Jacques: Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen. S. 291-314.
- Derrida, Jacques (2000, [1993]): *Über den Namen. Drei Essays*. Wien, Passagen.
- Frege, Gottlob (1892): *Über Sinn und Bedeutung*. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, NF 100, S. 25-50. In: derselbe (1962): *Funktion, Begriff, Bedeutung*, Göttingen: Vandenhoeck, S. 40-65.
- Frei, Luise (1981): *Die Frau. Scherz-Schimpf- und Spottnamen*. Frauenfeld/Stuttgart, Huber.
- Gallmann, Peter (1997): *Zur Morphosyntax der Eigennamen im Deutschen*. In: Löbel, Elisabeth / Rauh, Gisa (Hg.): *Lexikalische Kategorien und Merkmale*. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten, 366). S. 72-84.
- Gerhards, Jürgen (2003): *Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kulturosoziologie*, Wiesbaden, Westdeutscher Verlag.
- Greule, Albrecht (1996): *Morphologie und Wortbildung der Vornamen: Germanisch*. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold/Löffler, Heinrich/Steger, Hugo, Zgusta, Ladislav (Hg.): *Namenforschung. Name studies. Les noms propres. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. 1. Teilband 1995, 2. Teilband 1996. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11) 1. Teilband 1995, 2. Teilband 1996. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11). S. 1182-1187.
- Hall, Stuart (1994 [1992]): *Die Frage der kulturellen Identität*. In: Ders., *Rassismus und kulturelle Identität*. Hamburg: Argument. S. 180-222.

- Harvey, Keith / Shalom, Celia (Hg., 1997): *Language and Desire. Encoding Sex, Romance and Intimacy*. London. New York, Routledge.
- Herring, Susan (1996): *Computer Mediated Communication. Linguistic, Social and Cross-cultural Perspectives*. John Benjamins Publishing Company, Amsterdam/New York.
- Jain, Anil K. (2003): *Differenzen der Differenz – Umbrüche in der Landschaft der Alterität*. In: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnacion (eds.): *Gesellschaftstheorie und postkoloniale Kritik*. Unrast, Münster 2003, pp. 259–269.
- Kany, Werner (1992): *Inoffizielle Personennamen. Bildung, Bedeutung und Funktion*. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik 127).
- Knobloch, Clemens (1992): *Eigennamen als Unterklasse der Nomina und in der Technik des Sprechens*. In: *Sprachwissenschaft* 17, S. 451-473.
- Leisi, Ernst (1987): *Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung*. Heidelberg: Quelle & Meyer (UTB).
- Longobardi, Giuseppe (1994): *Reference and Proper Names: A Theory of N-Movement in Syntax and Logical Form*. In: *Linguistic Inquiry* 25 (4), S. 609-665.
- Lötscher, Andreas 1995: *Der Name als lexikalische Einheit: Denotation und Konnotation*. In: Ernst Eichler et al.: *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11), 448-457.
- Müller, Horst M. /Kutas, Marta (1997): *Die Verarbeitung von Eigennamen und Gattungsbezeichnungen. Eine elektrophysiologische Studie*. In: Rickheit, Gert (Hg.): *Studien zur klinischen Linguistik. Modelle, Methoden, Intervention*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 147-169.
- Presch, Gunter (2002): *Namen in Konfliktfeldern. Wie Widersprüche in Eigennamen einwandern*. Tübingen, Narr.
- Russell, Bertrand (1905): *On Denoting*. In: *Mind*. October. S. 479-93.
- Said, Edward (1978): *Orientalism*. New York: Pantheon Books; London: Routledge & Kegan Paul; Toronto: Random House, 1978.
- Schober, Otto et al. (Hg. 1993): *Personennamen. Praxis Deutsch. Zeitschrift für den Deutschunterricht*. Heft 122. November 1993. Seelze: Friedrich in Velber.
- Seibicke, Wilfried (1985): *Überblick über Geschichte und Typen der deutschen Personennamen*. In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Band. 2.2. Berlin. De Gruyter. 2148-2163
- Seibicke, Wilfried (1996): *Traditionen der Vornamengebung. Motivationen, Vorbilder, Moden: Germanisch*. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold/Löffler, Heinrich/Steger, Hugo, Zgusta, Ladislav (Hg.): *Namenforschung. Name studies. Les noms propres. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. 1. Teilband 1995, 2. Teilband 1996. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11) S. 1207-1214.
- Shakespeare (Ed. 1839/40), *Romeo und Julia*, dt. von A.W. von Schlegel. In: *Shakespeare's dramatische Werke*. Übersetzt von Aug. Wilh. v. Schlegel und Ludwig Tieck. Berlin, G. Reimer. Band 4.
- Sonderegger, Stefan (1985): *Terminologie, Gegenstand und interdisziplinärer Bezug der Namengeschichte*. In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Band. 2.2. Berlin. De Gruyter. S. 2067-2087.
- Strawson, Peter F. (1950): *On Referring*. In: *Mind* 59, 320-344. Oder: Strawson, Peter F. (1971 [1950]): *On Referring*. – In: Strawson, Peter F.: *Logico-linguistic Papers*. London 1971. S. 1–27.

- Tiefenbach, Heinrich (1996): *Geschichtliche Entwicklung der Vornamen am Beispiel eines Sprach- und Kulturbereichs*. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold u.a. (Hrsg.) (1996): *Namenforschung*. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. Berlin-New York: de Gruyter, 1198-1202. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 11,2.)
- Wimmer, Rainer (1978): *Die Bedeutung des Eigennamens*. In: *Semasia* 5, S. 1-21.
- Wolf, Ursula (Hg. 1993 [1985]): *Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse*. Frankfurt, Suhrkamp.
- Wyss, Eva Lia (2000): *Intimität und Geschlecht. Zur Syntax und Pragmatik der Anrede im Liebesbrief des 20. Jahrhunderts*. In: *Bulletin VALS/ASLA* 72. S. 187-210.
- Wyss, Eva Lia (2003): *Metamorphosen des Liebesbriefs im Internet. Eine korpusgestützte, textlinguistische und kommunikationswissenschaftliche Bestimmung des Liebesbriefs und seiner Pendants im Internet*. In: Höflich, Joachim/Gebhardt, Julian (Hg.): *Vermittlungskulturen im Wandel: Brief – E-Mail – SMS*. Lang, Frankfurt a.M. S. 199-231.
- Zgusta, Ladislav (1996): *Names and Their Study*. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold/Löffler, Heinrich/Steger, Hugo, Zgusta, Ladislav (Hg.): *Namenforschung*. *Name studies*. *Les noms propres*. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. 1. Teilband 1995, 2. Teilband 1996. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11) 1. Teilband 1995, 2. Teilband 1996. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11). S. 1876-1890.

